

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

106 (7.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Flaubert

Im Gasthof Laubez, dessen Tobsitz am 7. Mai zum fünfzigsten Male wiederholt, mußte der Mensch schweigen und sich unterwerfen; der Schriftsteller, der literarische Arbeiter triumpierte. Nicht, als ob der redende Normanne, der im Dezember 1821 zu Rouen geboren wurde, und der sich nach ärztlichen Studien und vielen ausgedehnten Reisen zu einem Einsiedlerleben der Arbeit auf seine Besitzung Croisset an der Seine zurückzog, frei von Leidenschaften und Träumen oder gar unperfekt gewesen wäre. Aber er wurde von seinen Werken, von seinen gigantischen Studien aus und seinem totalen Weibeln daran vollkommen aufgezogen; all seine Spannungsgefühle zur Welt, seine Sehnsüchte, sein Wissens- und Phantasiebedrang gingen in ihm auf — genau so, wie die Jahre seines Wirkens (das zweite Kaiserreich) unter dem Antriebe des Kapitalismus die Arbeit in ein wohnausgewogenes, lässliches System brachten und für Zufall, gentiles Ungeheuer und Romantiker seinen Raum mehr übrig ließen. Du wachst, du brennst, du verlanst nach Größe, Erregung, Taten und brennenden Farben? Such sie, wenn du kannst, in der Wirklichkeit, in „Wahrheit“ und „Objektivität“; lüde sie dort, beschreibe dich und schreibe! Erst diese vollkommene, wofensgenaue Lebenseinstimmung zwischen Flaubert und dem Gebot seiner Zeit, erst diese Zurückdrängung des Ichs hinter die Arbeit und dem Sein verpflichteten Kunst hörte das hochkapitalistische Frankreich zum ersten Male den eigenen Herzschlag rein und ungetrübt.

Darum säßen Flauberts halbromantische Frühwerke, einschließlich des fragmentarischen „November“ (1842), nicht ernsthaft in seinem Lebenswerte mit. Sich selbst und seine Art fand er erst in der Provinzgeschichte „Madame Bovary“ (1856). Da ist, vom Gerüst der Handlung an — das ein besser erzogenes Mädchen einen Landarzt heiratet, aus der materiellen Enge und geistigen Beschränktheit in den Gebrauch mit alltäglichen Männern flüchtet, ihren Gatten rümt und schließlich Selbstmord begeht, alles Zug um Zug der Wirklichkeit abgeleuchtet, jeder Charakter und jede Geste aus tausenden von Beobachtungen herausdestilliert, die Provinz in ihrem Alltag und ihren Sorgen, ihren Vorkäfern, Honoratioren und Berufsleuten dokumentengetreu festgehalten. Ein Halber der Dummheit, ein Verächter des Gewöhnlichen hat hier mit einer Selbstentwässerung, die erst in der Arbeits- und Wissenschaftsmethodik des Industrialismus gedeihen konnte, das, was ihm am meisten zuwider war, studiert und gestaltet, um nur ja an keinem Stoffe persönlich „unbeteiligt“ nur so „objektiv“ zu sein, und als Lohn trägt er solche Musterexemplare der Gattung wie Charles Bovary oder den abern-selbstgefälligen Apotheker Homais heim. Entschuldigend hat er sich für seine Qualen durch den ebenso qualvollen, um jeden Romananten und jeden Beiführer bemühten Dienst an der Sprache und durch die heimlich-ironische Liebe zu Emma Bovary — ist sie doch eben eingegangen und hattert ebenso ausfischlos gegen die Würde des Ketzers „Loben“ wie ihr Schöpfer und Former. Weil es auf das Schmutz- und Schundseifert ein so helles Licht wirft, sei wenigstens anmerkungswürdig erwähnt, daß sich bald nach Erscheinen der „Madame Bovary“ ein französischer Staatsanwalt fand, der den Roman als „unzüchtig“ unter Anklage stellte; doch fiel er mit Glanz durch.

In diesem Sinne bedeuten die beiden anderen großen Gegenwärtigen Flauberts, die „Sentimentale Erziehung“ (1869) und das unvollendet hinterlassene „Bouvard und Pécuchet“, noch einen Schritt weiter in der Selbstaufgabe, denn sie bieten nichts mehr dar, woran sich das Herz des Dichters, wenn auch uneinstimmend und im Geheimen, festhalten und wärmen konnte. Der Held der „Erziehung“, Frédéric Moreau, der durch die Umarmungen von vier Frauen geht, um endlich noch lezter und ausgebrannter zurückzuweisen, als er schon als Jüngling war, ist in seiner Bedeutungslosigkeit ebenso gleichgültig wie das Gemüsel aller Männer und Frauen um ihn. Sie sind nur hier, damit der Geist des Jünglings zum und der 1848er Revolution durch sie hindurchgehe und mit ihnen wachse. Sie sind die Reagenzien in der Retorte des Chemikers, an sich wertlos und nur so weit bedeutsam, als der Prozess „Geschichte“ sich an ihnen vollzieht. Noch traumatische Marionetten des Lebens sind Bouvard und Pécuchet, die eine Erbschaft benützen, um es in den verschiedensten praktischen Betätigungen und Wissenschaften zu probieren, es aber in nichts zu etwas bringen: denn wertlose Seelenmaterie läßt sich nicht formen.

Weil Flaubert bei all diesen jahre- und jahrzehntelangen Arbeiten gegen die eigene Neigung stritt, gab er sich mit desto größerer Liebe der unterirdischen Romantik seiner geschichtlichen Dichtungen hin, zunächst der „Salambo“ (1863), die das Carthago Hamilkars in glühenden Farben heraufbeschwört: Feste rauschen auf, Belagerungen und Hunger raufen, Menschenopfer bluten einem übermit-

sigen Kult zu Ehren, und in diesem nach Hunderten von Quellenwerten geschilderten Rahmen vollzieht sich das Schicksal der rätselhaften, ganz ihrer Gottheit unterworfenen Salambo und ihres Verwerbers Matho. Es ist eine zu ungeheurer Steigerung fortwährende, alle Farben des Grauens und der Wollust meißelnde Vision des alten Orients, wie „Die Versuchung des heiligen Antonius“ (1874) ein tiefverinnerlichtes Gesicht des ganzen Menschheitsweges ist. Denn in den Mächten der Erde, in den Göttergestalten und den Wissenschaftsblöden, die der Teufel an Antonius vorüberziehen läßt, drängend, einander in den Schmutz stoßend und verachtend, spiegelt sich das vergebliche Streben der Menschen, der Widerstand des Daseins Herr zu werden, und über allem heult der tierische Brunn und Bluffschrei. Der Sinn, die Idee und das Allgemeine, die der „wissenschaftliche“ Dilettant Flaubert aus der Dichtung verbannen wollte, redete sich hier also wieder mächtig auf. Das Problematis, die von Anfang an hinter der glatten Fassade der vollendetsten kapitalistischen Lebenshaltung lauernde, hat auch den ersten großen Gestalter dieser Lebenshaltung nicht verschont.

Dr. Alfred Reibersberger

Allerlei

Neuorff in Zahlen. Eine neue Statistik, die der amerikanische Riesenstadt gewidmet ist, belehrt uns, daß in Neuorff fast sechs Millionen Menschen leben, von denen zwei Millionen Fremde sind. Danach gibt es in Neuorff mehr Italiener als in Rom, mehr Deutsche als in Bremen und die dort wohnenden Amerikaner bilden ein Zehntel der ganzen jüdischen Weltbevölkerung. Es gibt in Neuorff mehr Telefonen als in London, Paris, Wien, Lin, Neapel und Rom zusammen. Die Stadt besitzt fünf Bühnen, die zu den größten der Welt gehören; sie hat mehr als 200 Theater und Kinos und mehr als 1500 Kirchen. 300 000 Besuche kommen täglich nach Neuorff; alle 52 Sekunden kommt ein Passagier mit Reisenden an. Alle 13 Minuten feiert man eine Hochzeit, alle sechs Minuten gibt es eine Geburt. Alle zehn Minuten wird eine neue Firma eröffnet und alle 51 Minuten erbebt sich ein neuer Bau zum Himmel.

Chinatown in Berlin O

In der Langestraße Nr. 23 in Berlin, einen Kakenprunz vom Schließigen Bahnhof entfernt, ist Mister Ling-Ron-Hong zu treffen. Der kleine, unterjüngte, ein wenig beleibte, aber dabei tadellos europäisch anesene Mann in mittleren Jahren ist etwas erstaunt, daß ihn heute zwei Deutsche besuchen. Denn sein Warenmagazin, das die chinesische Händlerstadt Berlins mit billigstem Porzellan, Teppichen und Buddhafiguren versorgt, betreibt er eigentlich nur seine Landsleute aus den jüdischen Provinzen des Reiches der Mitte. Wenn doch auch einmal Deutsche kommen, voran der Mann vom Finanzamt, dann bereiten sie Mister Ling nur selten eine Freude. Es häßt deshalb schwer, Mister Ling klar zu machen, daß wir uns mit ihm nur unterhalten wollen; warum kommen dann die Kerle ausgerechnet zu mir und hören mich beim Musikieren, und er wohl hinter seiner schaltheiß lächelnden Miene, daß er unsere „Unterhaltung“ nach den ersten mißglückten Taktversuchen in ein betretenes Schweigen überzugeben droht, fragen wir Mister Ling kurzerhand: „Können Sie uns sagen, wie Reis auf chinesisch heißt?“ — „Wie?“ — „Ja, Reis auf chinesisch.“ Wir kommen uns wohl noch aberner vor, als uns Mister Ling im gegenwärtigen Moment einschätzt, aber er spricht das Zauberwort: „Mi. Also Mi heißt Reis auf chinesisch. Im Grunde wollen wir das ja gar nicht wissen, aber da wir doch nicht in Mister Lings Laden hineinplätzen können, um den Armen zu fragen: „Billigen Sie die Verlegung der chinesischen Hauptstadt von Peking nach Peking?“ — So gehen wir auf der bewährten, ruhigen Linie weiter und erkundigen uns angelegentlich nach dem, was wohl Tee auf chinesisch heißen mag. „Tschai“, befeuert uns danach, wie wohl Mister Ling hat Tee gekostet, ein paar Zigaretten gestiftet, und wenn wir nicht weiter konnten, verständlich war uns mit Hilfe eines Wörterbuchs. Was schwer genug war, denn wir sprachen das so leicht hin, Worte wie „Kanton“ oder „Shanghai“, so selbstverständlich, als ob es niemand jenseits der Welt wissen würde. Mister Ling schenkte uns ein Buch, das er uns immer mehr erraten, als verstanden. Ein Chineser kann doch selber chinesisch als ein Europäer. Zum Schluß wollte er uns einen ganzen Stapel Zeitungen schenken. Aber wir beantragten uns mit einem Exemplar, gewissermaßen als Andenken. Denn lesen können wir diese Zeitung nicht, weil sie ja chinesische Schriftzeichen hat. Wir wissen nur, daß die Worte des Titellofes, die in einer aufgehenden Sonne stehen, und über die eine Frau in einem Sommer hält, „Tiana“ heißen, was so viel wie „Der neue Aufbau“ bedeutet. Vier Seiten ist die Zeitung stark, mühevoll in Stein druck hergestellt. K. D. Ling aus Berlin-Steglitz und T. Wan aus Peking sind seine Redakteure. Es ist ein Prologandablat der Kuomintang-Zeit, bestimmt für die in Deutschland lebenden Chinesen. Auf der Mitte der ersten Seite prangt der hübsche Kopf S. u. Nat. Sens, und bei monatlichem Erscheinen berichtet sie über alle Probleme des neuen China. Mister Ling hat den Vertrieb für Berlin, wie er auch gleichzeitig der Berliner Vertrauensmann Kuomintang ist.

Mancher wird fragen: „Leben denn in Berlin so viele Chinesen, daß die Herausgabe einer eigenen Zeitung sich lohnt?“ Diese Frage haben wir uns auch vorgelegt und dabei erfahren, daß die Zahl 1000 kaum reichen wird. Alle wohnen sie zusammengepfercht in den ärmlichen Straßen des ärmlichen Berlins, in der kleinen Markus-, der Kleinen Andreas- und der Langestraße. Ein Hundeleben führen sie

dort, die kleinen chinesischen Händler. Die Leute, die an sie heran kommen, sind meist Chinesen, die ihnen ihre Waren zeigen. Wenn sie aufstehen, geht das Gefolge los, jeden Tag. Dann gibt es in Neuorff mehr Italiener als in Rom, mehr Deutsche als in Bremen und die dort wohnenden Amerikaner bilden ein Zehntel der ganzen jüdischen Weltbevölkerung. Es gibt in Neuorff mehr Telefonen als in London, Paris, Wien, Lin, Neapel und Rom zusammen. Die Stadt besitzt fünf Bühnen, die zu den größten der Welt gehören; sie hat mehr als 200 Theater und Kinos und mehr als 1500 Kirchen. 300 000 Besuche kommen täglich nach Neuorff; alle 52 Sekunden kommt ein Passagier mit Reisenden an. Alle 13 Minuten feiert man eine Hochzeit, alle sechs Minuten gibt es eine Geburt. Alle zehn Minuten wird eine neue Firma eröffnet und alle 51 Minuten erbebt sich ein neuer Bau zum Himmel.

„Eigenartige Vorstellungen vom Vermieten haben sie übrigens.“ Wenn die aus Rom nach einem Vierteljahr wiederkommen, finden ihre Betten nicht genau so vor, wie sie sie verlassen haben, denn sind sie tödlich beleidigt. Das man inwieweit die Betten untervermietet, mo man für das Vermieten lamielo nur sieben Wochen und fünfzig Pfennige pro Woche erhält, das wollen sie nicht wissen. Aber sie halten zusammen, die Chinesen. Die hier bei uns wohnen sind meistens vom Dorf. Sehen wir für ihre chinesischen Namen einmal deutsche und nehmen wir an: der eine heißt Schmitt. Wenn der nun jemand trifft, der aus einer ganz anderen Gegend ist, aber auch Schmitt heißt, dann laßt er zu ihm „Bruder“. Chinesen sind sie alle eine große Familie. Den Anwohnern hier gehen sie nicht an, die Chinesen sind aus dem Wege, denn die sind nicht auf die Chinesen zu sprechen, trotzdem viele von ihnen leben. Aber die Leute, die die Chinesen wahren dauernd hinter den weißen Frauen her, wenn sie wissen, eine Frau ist allein in der Wohnung, dann gehen sie über sie her und vergeralmigen die wehrlosen Frauen mit allem, was sie deshalb auch schon zu schweren Schlägerleuten mit den Chinesen bekommen. Reichlich mühten fünf ins Krankenhaus geschafft werden.“

„Kam einer von ihnen hat die Fahrt nach Deutschland bezahlt.“ Einige haben auf Schiffen gearbeitet und sind dann in Deutschland angekommen. Manche sind als blinde Passagiere nach Deutschland gekommen. Die meisten kommen gefahren, handeln unterwegs mit Tee und eines Tages sind sie in Berlin bei ihren Landsleuten. Alle in Berlin lebenden Chinesen kommen aus dem Süden und westlichen Seemaltes. Die Nordchinesen bleiben im Lande und werden Fabrikarbeiter. Gemüthlich bleiben die chinesischen Händler Jahre in Deutschland und verlassen fast jeden Groischen zu Hause, den sie hier verdienen.“

Wir haben auch darüber mit Mister Ling gesprochen, in Berlin haben ebenfalls ein großes Bild S. u. Nat. Sens hängt. Wir fragen ihn: „Bragt dieses Bildetentum seinen Landsleuten so viel ein, daß es am Aufbau einer bestehenden Existenz in China denkwürdig ist?“ Mister Ling erwiderte die Achseln und lächelte. Das ersuchte er eines Auftrates, das wir westlichen Menschen nicht zu deuten vermögen.

Billo, der Sohn Wolans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

8 (Nachdruck verboten.)

Mit Einbruch der Nacht stellte sich auch die Furcht und das bedrückende Gefühl der Einsamkeit wieder ein. Noch bevor es völlig dunkel war, hatte er schon unter einem großen Felsblock auf einem warmen, weichen Bett von Sand Schutz gefunden. Seit seinem Kampf mit der Eule war er gar weit gegangen, und der Felsen, unter dem er sich für diese Nacht die Lagerstatt bereitet hatte, war zum wenigsten zwölf Kilometer vom Windbruch entfernt. Der Felsblock lag in dem Flussbett. Auf beiden Seiten des Flusses standen Lannen und Jedern; als der Mond aufgegangen war und die Sterne am Himmel standen, konnte Billo Ausschau halten und den Fluß wie ein Silberband im Mondlicht schimmern sehen. Unmittelbar gegenüber, am anderen Ufer des Flusses sah sich ein breiter Teppich weißen Sandes hin, und über diesen Sand kam eine halbe Stunde später ein riesiger schwarzer Bär geschritten. Solange Billo die Ottern im Teich noch nicht hatte spielen sehen, waren seine Begriffe von den Tieren des Waldes nicht weit über Tiere seiner eigenen Art und solche wie die Eule, das Kaninchen und kleine Vögel hinausgegangen. Die Otter hatte ihn nicht erschreckt, weil er die Erscheinungen nach ihrer Größe zu messen wußte, und die Otter hatte er einmal halb so groß wie Wotan. Der Bär aber war ein Ungeheuer, neben dem sich Wotan wie ein Zwerg ausgenommen hätte. Er war in der Tat sehr groß. Wenn die Natur diesen Weg wählte, um Billo mit der Lausche vertraut zu machen, daß noch mächtigere Geschöpfe in den Wäldern hausen als Hunde, Wölfe, Eulen und noch andere Vögel, so tat sie es beinahe mit etwas zuviel Nachdruck, denn Wes, der Bär, wog sechs Zentner, wenn Billo nur ein Pfund wog. Von den festlichen Fischmahlzeiten während der letzten Wochen war der Bär fett und rund geworden. Sein Fell glänzte im Mondlicht wie schwarzer Samt, und er bewegte sich mit tiefhängendem Kopf in einem seltsam schwerfälligen Gang. Das Schreckliche aber war, daß er sich nur in etwa zwei Meter Entfernung von dem Felsen aufhielt, unter dem Billo wie in einem Fieberanfall stierte.

Es war ganz klar, daß Weg gewittert hatte. Billo konnte ihn zwar schnüffeln hören, er hörte den Atem und hing den Widerlehn der Sterne auf, die in den rötlichbraunen Augen des Bären

spiegelten, wenn sich dieser aramöbnisch nach dem Felsblock umschaute. Wenn Billo aber gemut hätte, daß er — er, das unbedeutende kleine Wesen — dieses Ungeheuer in Wirklichkeit beunruhigte, wäre er vor Freude in ein lautes Gekrib ausgebrochen. Ja, Meister Wes war trotz seiner Stärke ein ärztlicher oder kleinerer Feigling, wenn er in die Nähe von Wölfen kam. Billo hatte also die Witterung des Wolfes. Wes nahm sie immer deutlicher wahr, und ab einmal drang, wie um seine Anruhe noch zu vermehren, ein langanhaltendes, wehlagendes Gebeul aus dem Wald. Da entfernte sich der Bär mit lautem Brummen; Wölfe sind heimtückisch, machte er vor sich hin, sie stellen sich nicht offen zum Kampf, sondern beulen und heften sich alle auf einmal dem Feind an die Fersen und sind dann schneller als in einem Augenblick wieder verschwunden. Entschlossen trotzte Weg ein Stück Weges weiter, Billo konnte ihn noch durch den Fluß plätschern hören, und dann erst wagte er es, zum erstenmal wieder frei aufzutreten.

Die Aufregungen waren aber für diese Nacht noch nicht vorüber. Billo hatte seinen Ruheplatz an einer Stelle ausgesucht, wobei die Tiere zur Tränke kommen und wo sie über den Fluß hinweg, von dem einen in den andern Waldteil hinüberzuwechseln pflegten. Nicht lange, nachdem der Bär entchwunden war, hörte Billo im Sand das Knirschen von Füßen, die an Steine stießen. Ein Eich mit einem riesigen Geweih schritt über die vom Mond beschienenen Stellen. Billo war wie aus den Wolken gefallen, denn, wenn Meister Wes sechs Zentner wog, dann hatte dieses riesenhafte Tier, dessen Beine so lang waren, daß es auf Selsen zu gehen schien, zum mindesten das doppelte Gewicht. Hinter ihm kamen noch ein Weibchen und ein Junges, das nur Beine zu haben schien. Das war zuviel für Billo, so vergrub er sich noch etwas tiefer unter den Felsen, bis er so flach war wie eine Sardine. So blieb er regungslos liegen, bis der nächste Morgen anbrach.

4. Kapitel

Ein hungriger Wanderer

Als sich Billo am nächsten Morgen unter dem Felsen hervormagte, war er um vieles älter geworden, bedeutend älter als damals, wo er der jungen Eule in der Nähe des Windbruchs begegnet war. Er ist mit einem neuen und viel weiteren Begriff von der Welt erwacht; die Welt ist ein großer Raum mit vielen, vielen Dingen und Tieren, von denen Wotan und Grauwolf durchaus nicht die wichtigsten sind. Die Ungeheuer, die er im Mondlicht auf der Sandbank gesehen hatte, wadeten eine neue Art von Wuchsamkeit und das mächtigste Bewußtsein des Tieres in ihm: die Grundunterwerfung,

das der Starke über den Schwachen siegt. Somit war der Bär für ihn weit fürchtbarer als Wotan, und der Eich noch gefährlicher als Wes. Er war ganz gut, daß sich dieses Bewußtsein nicht im Anfang völlig ausgebildet hatte und ihm nicht sofort zu Gemüte gab, daß sein eigenes Geschlecht der Wölfe am gefährlichsten war, wenn sie in die Nähe von Wölfen kamen. Sonst wäre er wie der Knabe, der schwimmen zu können glaubt, bevor er den ersten Zug getan, über seine Grenzen hinausgegangen und hätte sein Leben aufs Spiel gesetzt.

Die Haare auf dem Rücken gestäubt und mit einem leisen Knurren in der Kehle belächelte er die dreiten Spuren des Bären und des Eichs. Die Witterung des Bären entlockte ihm ein Knurren und er verlor seine Spur bis zum Ufer des Flusses. Dort darauf nahm er seine Wanderung wieder auf und ging auf Sand nach Nahrung.

Die nächsten zwei Stunden fand er keinen einzigen Krebs, verließ er den arinen Wald und ging bis zu dem Renbe etwa zwölf abgebrannten Gebietes. Alles ringsum war schwarz, Baumstämme starrten wie riesige, verlorle Stöcke in die Luft, ein verhältnismäßig früher Brandplatz, vom letzten Herbst her, die Wälder wand sich der Fluß und darüber wühlte sich ein riesiger Himmel. Die Sonne schien warm und hell; alles erdigen Billo verlor. Fuchs, Wolf, Eich und Karibu hatten sich alle von diesem toten Gebiet abgewandt. Aber im nächsten Jahr hätte es ein geübtes Jagdland abgegeben, augenblicklich jedoch ist es wie ausgestorben. Nicht einmal die Eulen könnten hier Nahrung finden. Blauer Himmel, die Sonne und die mollige, weiche Boden waren liebend für Billo. Er empfand es ganz angenehm nach seinen bisherigen schlechten Erfahrungen im Wald, einmal die Luft zu sehen. Immer noch folgte er dem Laufe des Flusses, obwohl er diesem Wege wohl nie auf Beute stoßen dürfte. Das Wasser fließte träge und schmutzig dahin. Das Bett war mit verrottem Holz und faulem, das während dem Brand des Waldes in das Schlamm, konnte man war. Und die Ufer harrten vor Schmutz und Schlamm, nach einiger Zeit liehengeliebten war und sich umdrehen, konnte man seine Spur mehr von dem grünen Wald entdecken. Er befand sich allein in einer gänzlich verlassenen Wildnis verlorleter Wildnis Totenstille herrschte ringsum, kein wissiger Vogel unter dem blauen Himmel. Auf dem weichen Grund hörte Billo nicht einmal seinen eigenen Trit, er hatte aber keine Furcht, diese stille befürchtete ja nur seine eigene Sicherheit.

(Fortsetzung folgt.)